

## Buchkritik

Andrea Lailach-Hennrich\*

# Das tätige Selbst

<https://doi.org/10.1515/dzph-2021-0012>

**Stefan Lang.** Performatives Selbstbewusstsein, mentis, 2020, 275 S.

Was macht das Phänomen und den Begriff des Selbstbewusstseins eigentlich philosophisch signifikant? Mehrere Antworten sind hier möglich.

1. Zunächst kann Selbstbewusstsein als notwendige Bedingung für *rationales Handeln* verstanden werden, weil es sowohl für die Bewertung der Überzeugungskraft von Gründen wie für die Evaluierung von Handlungen und die damit verbundene motivationale Aufforderung unabdingbar ist, dass man sich der eigenen Motive und Gründe bewusst wird. Anders wäre es gar nicht möglich, Überzeugungen im Licht zwingender Gründe zu ändern oder sich zu einer bestimmten Handlung zu motivieren.

2. Insbesondere in der Tradition des deutschen Idealismus – im Anschluss an Kants transzendente Auffassung des „Ich denke“ – wird Selbstbewusstsein als ein Prinzip verstanden, durch das die Möglichkeit von Erfahrung allererst begründet wird. In diesem Kontext wird zudem ein Unterschied eingezogen, der für die philosophische Auseinandersetzung mit dem Sachverhalt des Selbstbewusstseins besonders herausfordernd ist, nämlich die Unterscheidung zwischen einem empirischen Subjekt, für das die eigenen bewussten Zustände Teil der Erfahrungswirklichkeit sind, und einem transzendentalen „Ich“, das als Bedingung für die Möglichkeit behauptet wird, sich handelnd und erkennend auf eben diese Wirklichkeit zu beziehen. Philosophisch relevant ist hier vor allem die Annahme, dass dem Selbstbewusstsein diese Begründungsleistung zugemutet wird.

3. Auch in phänomenologischer Hinsicht ist Selbstbewusstsein als ein Bewusstseinsphänomen philosophisch bedeutsam, weil mit ihm eine bestimmte Weise des Erfahrens verbunden ist, nämlich die Erfahrung von sich selbst als sich selbst. Diese Erfahrung, so kann man zumindest annehmen, ist phänomenologisch distinkt. Konzeptionen, die der genannten phänomenologischen Beschreibung Rechnung tragen, sind *Meinigkeit* oder auch *Selbstvertrautheit*. Für die philosophische Analyse bedeutsam sind vor allem die damit einherge-

---

\*Kontakt: Andrea Lailach-Hennrich, [a.lailach@uni-konstanz.de](mailto:a.lailach@uni-konstanz.de)

henden epistemologischen Konsequenzen, allen voran die Behauptung, dass diese selbstbezügliche Erfahrung bestimmte Fälle von Selbstwissen rechtfertige. 4. Damit komme ich zu einer vierten Hinsicht, in der der Sachverhalt des Selbstbewusstseins philosophisch einschlägig ist: die ihm zugesprochenen epistemischen Eigenschaften. Wenn Selbstbewusstsein auch das selbstbewusste Denken von Ich-Gedanken einschließt, dann geraten deren epistemische Eigenschaften ebenfalls in den Blickpunkt der Analyse. Dazu gehören u. a. die Annahme, dass Ich-Gedanken gegen die Möglichkeit der Fehlidentifizierung immun, oder die Behauptung, dass Ich-Gedanken unbezweifelbar oder sogar unkorrigierbar seien.

In dieses Spektrum möglicher Antworten reiht sich Stefan Langs Untersuchung zunächst durch die Forderung ein, dass Selbstbewusstsein als Phänomen nur dann vollständig zu erfassen sei, wenn das essentielle Merkmal der *Meinigkeit* erklärt werden könne, wenn es also möglich sei, eine Form von Selbstbewusstsein auszuweisen, für die gilt, dass das Subjekt nicht nur ein Bewusstsein von den eigenen mentalen Tätigkeiten hat, sondern auch ein Bewusstsein davon, dass es diese hat. Der Autor identifiziert eine solche Form von Selbstbewusstsein und präsentiert damit zugleich einen wesentlichen Teil seiner These: Es gibt ein „subjektives egologisches Selbstbewusstsein“, das eine Person genau dann besitzt, wenn sie sich bewusst ist, dass *sie selbst* „linguistische Ausdrücke, insbesondere indexikalische Ausdrücke wie ‚ich‘, ‚hier‘ oder ‚sie‘“ (1) produziert und Bewusstsein von dieser „Tätigkeit als ihrer *eigenen* Tätigkeit besteht“ (35, Hervorh. im Orig.). Dieses Selbstbewusstsein muss als ein „performatives Bewusstseinsphänomen“ interpretiert werden, weil es „mit und durch die Produktion von Wörtern“ entsteht (2). Das Selbstbewusstsein ist *subjektiv*, weil eine Person auch dann in diesem Sinne selbstbewusst ist, wenn sie „nicht über sich selbst nachdenkt, auf sich selbst reflektiert, die Aufmerksamkeit auf sich selbst richtet [oder] eine Aussage über sich selbst trifft“ (38). Anders gesagt, *subjektives* Selbstbewusstsein muss als eine Art präreflexives Selbstbewusstsein, d. i. Selbstbewusstsein „im Modus der Selbstvertrautheit“ (204) verstanden werden. Subjektives Selbstbewusstsein ist *egologisch*, wenn das Bewusstsein, dass man selbst einen Ausdruck produziert, zugleich Bewusstsein davon einschließt, dass „man selbst dieses Bewusstsein besitzt“ (37).

Für diese übergreifende These argumentiert der Autor in zwei Schritten. 1. In den ersten beiden Hauptteilen der Monographie gibt er eine nähere Bestimmung dessen, was unter einem subjektiven egologischen Selbstbewusstsein verstanden werden soll. Er tut dies, indem er dafür argumentiert, dass, erstens, das subjektive egologische Selbstbewusstsein *ubiquitär* sei und dass es, zweitens, als ein *performatives Phänomen* interpretiert werden müsse, das spontan mit der Produktion indexikalischer Ausdrücke entsteht. Ein entscheidendes Ergebnis dieser Argumentation lautet: Subjektives egologisches Selbstbewusstsein ist ein „Phä-

nomen *sui generis*“ (132, 196); es kann nicht auf andere Arten von Selbstbewusstsein zurückgeführt werden. 2. Im dritten und letzten Teil der Monographie zeigt der Autor dann, wie durch die Annahme eines subjektiven egologischen Selbstbewusstseins eine andere Form von Bewusstsein erklärt werden kann – das „autobiographische Bewusstsein“ (202 ff.). Unter autobiographischem Bewusstsein versteht Lang allerdings nicht eine Form von narrativem Identitätsbewusstseins, sondern Bewusstsein, das ein Sprecher hat, wenn er eine „autobiographische indexikalische Identifizierung“ (175–176) vornimmt. Damit ist gemeint, dass eine Sprecherin, sobald sie durch die Verwendung indexikalischer Ausdrücke wie „hier“ und „jetzt“ einen Ort oder Zeitpunkt identifiziert, zugleich eine „Information über ihr Verhältnis zu den Gegenständen in der Welt gewinnt“ (177). Konkret argumentiert Lang dafür, dass ohne die Annahme einer egologischen Selbstvertrautheit nicht verständlich gemacht werden könne, woher eine Person bei der Verwendung derartiger indexikalischer Ausdrücke wisse, dass „sie selbst sich in einer bestimmten Beziehung zu einem Gegenstand, bspw. einem Ort, befindet“ (202). Die Etablierung eines so verstandenen autobiographischen Bewusstseins steht und fällt folglich mit einer überzeugenden Konzeption des subjektiven egologischen Selbstbewusstseins. Was also spricht für das Vorliegen eines solchen Selbstbewusstseins? Im Folgenden werde ich einzelne Punkte der Argumentation kritisch beleuchten; dabei halte ich mich im Wesentlichen an den eben skizzierten Aufbau der Argumentation.

*Ubiquität.* Ausgangspunkt der Bestimmung des subjektiven egologischen Selbstbewusstseins ist die in 27 Regeln dargelegte These, dass diese Form von Selbstbewusstsein *ubiquitär* sei. Was damit ist gemeint, wird zunächst in *Regel 17* festgehalten:

In jedem Fall der *Produktion* eines linguistischen Ausdrucks  $\alpha$  (Demonstrativausdruck, Eigenname, usw.) ist sich eine *rationale* und *wache* Person, welche diesen Ausdruck *sinnvoll* zu verwenden vermag und ein *Bewusstsein* von diesem produzierten Ausdruck besitzt, in dem *Augenblick*, in dem sie den *mentalen* Akt der Produktion vollzieht, *bewusst*, dass sie selbst diesen Ausdruck (innerlich) produziert. (43, Hervorh. im Orig.)

Subjektives Selbstbewusstsein liegt mithin vor, wenn eine Sprecherin einen sprachlichen Ausdruck produziert und sich bewusst ist, dass sie dies tut. Für egologisches Selbstbewusstsein muss noch das Bewusstsein hinzukommen, dass *sie selbst* (die Sprecherin) den fraglichen Ausdruck produziert. Entscheidend für die Ubiquitätsbehauptung ist nun, dass dieses Bewusstsein nicht auf die Verwendung des Ausdrucks „ich“ oder andere indexikalische Ausdrücke eingeschränkt bleibt, sondern, wie die nachfolgende *Regel 18* deutlich macht, dass die mentale Produktion eines *jeden* sprachlichen Ausdrucks von subjektivem egologischem Selbstbewusstsein „begleitet wird“ (43). Was spricht für diese Behauptung? Tat-

sächlich argumentiert der Autor nicht *für* die Ubiquitätsbehauptung, die Begründung erfolgt vielmehr *ex negativo*. Das heißt, der Autor diskutiert mögliche Einwände, um dann zu dem Schluss zu kommen, dass, da ihn diese nicht überzeugen könnten, subjektives Selbstbewusstsein ubiquitär sein müsse. Formal ist gegen ein solches Verfahren nichts einzuwenden. Es ist jedoch fraglich, ob es auch inhaltlich zu dem gewünschten Ergebnis führt; dies vor allem deshalb, weil die behauptete Ubiquität nichts über die generelle Möglichkeit eines solchen Selbstbewusstseins aussagt. Ist man skeptisch gegenüber der Annahme eines präreflexiven Selbstbewusstseins, wird man durch den Verweis auf seine ubiquitäre Verfasstheit nicht vom Gegenteil überzeugt. Warum sollte man dem Autor also in der Behauptung folgen, dass *jede* Produktion eines sprachlichen Ausdrucks von dem Bewusstsein begleitet sei, dass man selbst diesen Ausdruck produziere? Eine mögliche Antwort gibt *Regel 27*.

Das Bewusstsein, dass man selbst (einen linguistischen Ausdruck) produziert, sowie die bewusste Information, dass man selbst das Bewusstsein von dieser Aktivität besitzt, und die bewusste Information, dass man selbst das Bewusstsein von diesem Ausdruck hat, stellen das transzendental-egologische Präfix der Produktion eines jeden linguistischen Ausdrucks dar. (68)

Egologisches Selbstbewusstsein tritt in *Regel 27* im Tandem mit einem weiteren Selbstbewusstsein auf – dem linguistischen Selbstbewusstsein. Linguistisches Selbstbewusstsein, so Lang, habe eine Sprecherin dann, wenn sie über die bewusste Information verfügt, dass sie selbst Bewusstsein von dem produzierten *Ausdruck* hat. Zur Verdeutlichung – subjektives egologisches Selbstbewusstsein bezieht sich auf die *mentale Aktivität der Produktion* eines Ausdrucks, linguistisches Selbstbewusstsein hingegen auf den *Ausdruck selbst* inklusive seiner Bedeutung. Beide zusammen ergeben das transzendental-egologische Präfix. Auf den ersten Blick könnte der transzendente Status des subjektiven egologischen Selbstbewusstseins seine ubiquitäre Verfasstheit erklären, denn sobald etwas die Bedingung für die Möglichkeit von etwas anderem ist, muss diese Bedingung erfüllt sein, wenn das andere gegeben ist. Auf den zweiten Blick trägt diese Behauptung jedoch eine Beweislast, die der Autor nicht ablösen kann. Denn zu sagen, dass ein „ich bin mir bewusst, dass ich einen linguistischen Ausdruck produziere“ ein transzendentales Präfix für die Produktion eines jeden linguistischen Ausdrucks sei, heißt nichts anderes als zu behaupten, dass es ohne dieses Bewusstsein nicht möglich sei, überhaupt einen linguistischen Ausdruck zu produzieren. Analog zum kantischen „ich denke“ stellt sich hier jedoch die Frage, weshalb man bereit sein sollte, irgendeiner Art von Selbstbewusstsein einen solchen Begründungsstatus zuzuschreiben. Will man dieser Behauptung dennoch Plausibilität verleihen, sollte mehr getan werden, als lediglich *Regel 27*

zu präsentieren und die Ubiquitätsbehauptung gegen mögliche Einwände zu verteidigen.

*Performativität.* Damit kommen wir zu der These, die der Monographie ihren Titel gibt: Subjektives Selbstbewusstsein ist ein performatives Bewusstseinsphänomen. Den Zusatz „performativ“ übernimmt Lang aus der Sprechakttheorie. Zwischen performativen Äußerungen und dem subjektiven egologischen Selbstbewusstsein sieht er „strukturelle Übereinstimmungen“, weil das subjektive Selbstbewusstsein spontan „mit der Produktion eines Ausdrucks entsteht“ (146). Eine Person gewinne, so lautet die genaue Definition,

mit der Produktion eines Ausdrucks Bewusstsein von ihrer eigenen Produktion des Ausdrucks sowie vom produzierten Ausdruck als auch davon, dass sie selbst das Bewusstsein vom produzierten Ausdruck sowie das Bewusstsein von der Produktion besitzt. (145)

Die Bestimmung erfolgt erneut *ex negativo*. In acht Abschnitten weist der Autor verschiedene Erklärungsmodelle von Selbstbewusstsein zurück und kommt zu dem Schluss, dass subjektives Selbstbewusstsein durch keine der diskutierten Theorien angemessen beschrieben ist. Da subjektives Selbstbewusstsein spontan ist – „es entsteht und vergeht nur mit und durch die Produktion eines linguistischen Ausdrucks“ (136) – gibt es keinen spezifischen Prozess der Bewusstwerdung. Folglich kann subjektives Selbstbewusstsein nicht als intentionales Bewusstsein beschrieben werden. Außerdem soll gelten, dass subjektives Selbstbewusstsein weder auf einer Form von Wahrnehmung noch auf einem privilegierten Zugang zu der mentalen Aktivität des Produzierens beruhe. Es kann auch nicht als Selbstgefühl oder Emotion interpretiert werden, weil es sich „nicht irgendwie an[fühlt], subjektives Selbstbewusstsein zu haben“ (131). Mehr noch, subjektives Selbstbewusstsein ist weder propositional noch begrifflich verfasst; es kann auch nicht durch eine wie auch immer spezifizierte Form der Repräsentation bestimmt werden. Subjektives Selbstbewusstsein sei deshalb „mit dem begrifflichen Standardrepertoire – Gefühl, Wahrnehmung, Begriff – nicht sachangemessen beschrieben“ (132). Diese Analyse führt Lang dann zu der Schlussfolgerung, dass subjektives Selbstbewusstsein mit einem eigenen Ausdruck bezeichnet werden müsse: „Es ist als *egologische Selbstvertrautheit* oder als *Selbstgewahren* zu bestimmen“ (132, Hervorh. im Orig.). Diese Selbstvertrautheit tritt im Moment der mentalen Aktivität der Produktion eines sprachlichen Ausdrucks auf. Der mentale Akt, so heißt es, „ist mit sich selbst egologisch vertraut“ (148).

Die Performativität wird vom Autor zunächst als eine Art Regress-Stopper eingeführt. Da der mentale Akt der Produktion eines sprachlichen Ausdrucks immer schon egologisch selbstvertraut ist – „Egologische Selbstvertrautheit einzuschließen und spontan darzustellen, ist was den Akt auszeichnet“ (163) –,

bedarf es keiner weiteren Erklärung des subjektiven Selbstbewusstseins. Auf diese Weise löse man auch ein Problem, das vor allem jene Theorien haben, die Selbstbewusstsein als eine Form der relationalen Selbstrepräsentation auffassen. Dieses Problem hat schon Dieter Henrich in *Fichtes ursprüngliche Einsicht*<sup>1</sup> beschrieben. Es besteht darin, dass weder in der Reflexion auf sich noch durch die Repräsentation von Eigenschaften oder Zuständen seiner selbst ein Bewusstsein darüber entstehen kann, dass man selbst der Gegenstand dieses Bewusstseins ist. Immer muss schon vorausgesetzt sein, was erklärt werden soll – Selbstbewusstsein. Lang übernimmt hier die Position Manfred Franks<sup>2</sup>, die besagt, dass man diesem Regress nur entkommen kann, wenn man eine Form der Selbstvertrautheit annimmt, die jeder Reflexion vorausgeht. Allerdings besteht für Lang – im Unterschied zu Frank – Selbstvertrautheit eben im Bewusstsein von der mentalen Tätigkeit der Produktion eines sprachlichen Ausdrucks. Hinzu kommt, dass die performative Selbstvertrautheit für Lang eine ontologische Tatsache darstellt:

Das subjektive Selbstbewusstsein ist ein performatives Phänomen. Diese ontologische Aussage ist die letzte oder höchste Einsicht, die mit Blick auf das egologische Selbstbewusstsein möglich ist. (163–164)

Subjektives egologisches Selbstbewusstsein, so lässt sich dieser Punkt präzisieren, ist ein *emergentes* Bewusstseinsphänomen. Es *entsteht* bei der mentalen Produktion sprachlicher Ausdrücke und versieht das Subjekt mit einem unmittelbaren Bewusstsein davon, dass es selbst diesen Ausdruck produziert etc. Damit stellt sich jedoch die Frage, weshalb man bereit sein sollte, diese Schlussfolgerung zu akzeptieren. Ist es nicht äußerst unbefriedigend, ein *factum brutum* als letzte Erklärung anzunehmen? Eine Möglichkeit diesem Einwand zu begegnen, besteht darin, die behauptete Bewusstseinstatsache in der Erfahrung phänomenologisch auszuweisen. Der Autor gibt ein Beispiel:

Die Erkenntnis, dass ein Phänomen ein primitives Phänomen ist, ist weder trivial noch absurd. Bspw. ist die Retention ein primitives Phänomen. Sie ermöglicht, dass ein soeben verklungener Ton als vergangen im Bewusstsein präsent ist. Dies ist eine ursprüngliche Leistung, die nicht weiter erklärt werden kann. (164)

---

<sup>1</sup> D. Henrich, *Fichtes ursprüngliche Einsicht*, Frankfurt am Main 1967.

<sup>2</sup> Vgl. u. a. M. Frank, *Selbstbewusstsein und Selbsterkenntnis. Über einige Schwierigkeiten bei der Reduktion von Subjektivität*, in: K. Günther u. L. Wingert (Hg.), *Die Öffentlichkeit der Vernunft und die Vernunft der Öffentlichkeit*, Frankfurt am Main 2001, 217–242.

In der Tat ist die Retention ein Phänomen, das erfahrbar und damit phänomenologisch beschreibbar ist. Für das subjektive Selbstbewusstsein soll aber gerade gelten, dass es keine „Erlebnisdimension“ (131) habe. Es fühle sich eben „nicht irgendwie an, subjektives Selbstbewusstsein zu haben“ (131), so hatte Lang argumentiert. Wenn das subjektive Selbstbewusstsein jedoch gar nicht erlebbar ist, welchen Grund gibt es dann für seine Annahme? Hier ist man nicht nur darauf angewiesen, den Regress des Selbstbezugs für so gravierend zu halten, dass man bereit ist, auf ein präreflexives Selbstbewusstsein als unerklärbare Bewusstseinstatsache zu setzen; man muss zugleich auch glauben, dass es allein die mentale Tätigkeit der Produktion eines sprachlichen Ausdrucks ist, die die gesuchte Selbstvertrautheit aufweist. Zweifelt man schon an der ersten Annahme, dann wird man durch die vorliegende Argumentation nicht vom Gegenteil überzeugt.

*Autobiographisches Bewusstsein.* Wer sich dennoch vom Autor überzeugen lässt, dass es zum einen notwendig ist, ein präreflexives Selbstbewusstsein anzunehmen, und zum anderen, dass dieses nur in der dargestellten Weise aufgefasst werden kann, wird auch den nächsten Schritt mitgehen, der besagt, dass egologisches subjektives Selbstbewusstsein für autobiographische indexikalische Identifizierung vorausgesetzt ist. Eine autobiographische Identifizierung nimmt ein Sprecher vor, sofern er weiß, dass er *sich selbst* an eben dem Ort befindet, auf den er mit der Äußerung „Hier!“ verweist. Dies kann allerdings, so Lang, nur dann gelingen, wenn der Sprecher das subjektive Selbstbewusstsein, das mit der Produktion des Ausdrucks entsteht, mit der semantischen Regel verknüpft, dass „diejenige Person, welche den Ausdruck ‚hier‘ produziert, sich am gegenwärtigen Ort befindet“ (214). An dieser Stelle wird erneut deutlich, dass die Theorie einer autobiographischen Identifizierung mit Langs Konzeption des subjektiven egologischen Selbstbewusstseins steht und fällt. Steht man dieser jedoch skeptisch gegenüber, hat dies Konsequenzen für die Theorie der autobiographischen Identifizierung: Sie verliert ihren theoretischen Mehrwert.

*Fazit.* Inwiefern trägt nun Langs Untersuchung des subjektiven egologischen Selbstbewusstseins zu dem philosophisch interessanten Fragekomplex rund um Phänomen und Begriff „Selbstbewusstsein“ bei? Lang legt in der Tat eine Konzeption von Meinigkeit vor, deren Besonderheit darin besteht, dass der egologisch mit sich selbst vertraute Akt der Produktion sprachlicher Ausdrücke als ein transzendentes Präfix interpretiert wird. Mit seiner Theorie eines autobiographischen Bewusstseins streift er zudem die Frage nach dem Selbstbewusstsein als Bedingung rationalen Handelns. Der entscheidende Punkt ist jedoch das, wie Lang es selbst nennt, „ontologische Erklärungsmodell von Selbstbewusstsein“ (4). Und hier geht es der Rezensentin ein wenig wie einst Friedrich Jacobi bei der Lektüre von Kants *Kritik der reinen Vernunft*, der in Bezug

auf die Annahme affizierender Dinge an sich sagte, dass er „ohne jene Voraussetzung in das System nicht hinein[käme], und mit jener Voraussetzung darinn nicht bleiben [könne]“.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> F. H. Jacobi, Ueber den Transscendentalen Idealismus [1785], in: ders., Schriften zum transscendentalen Idealismus, hg. v. W. Jaeschke u. I. Piske, Hamburg 2004, 109.